

## **Auftrag zum Text «ein / der Tag im Leben»**

Lesen Sie diesen Text in 10 Minuten, so dass Sie danach Ihrer Gruppe während 3 Minuten diese Person vorstellen können.

Wichtig sind Informationen darüber, wie die Person ist, was sie gerne tut, was sie nicht mag. Unwichtig sind die genauen Details zum Tagesplan oder zur Arbeit.

Berichten Sie so, dass die Person Ihren Zuhörern möglichst interessant und sympathisch erscheint.

Da Sie den Text beim Berichten nicht mehr vor sich haben, sollten Sie beim Lesen Stichworte notieren.

## EIN TAG IM LEBEN

### **Bettina Aeschbach, 33, ist Tierpflegerin bei den Elefanten im Zoo Zürich und gilt als «Super-Alphatier».**

Für Tierpfleger fängt der Morgen früh an. Wenn ich in Zürich schlafe, stehe ich etwa um sechs Uhr auf. Wenn ich bei meinem Freund in Liestal bin sogar eine Stunde früher. Ich muss zugeben, dass ich damit ziemlich Probleme habe. Im Zoo begrüsse ich zuerst die Elefanten, dann kommt das grosse Kaffeetrinken. Dabei planen wir den Tag und erzählen, was am Vortag los war.

Unsere Arbeit beginnt um sieben. Zunächst lassen wir die Elefanten ins Aussengehege und misten den Stall. Dann kommen die Kühe zum Frühstück. Dabei werden sie angekettet. Damit können wir die Hierarchie festlegen. Elefanten sind Herdentiere und haben ein Alphatier. Wir sind das Superalpha. Das bedeutet, dass sie uns gehorchen müssen. Jeder Elefant kennt etwa dreissig Kommandi. Für uns ist das eine Gebrauchsdressur, so können wir einfacher arbeiten und die Elefanten kontrollieren. Zum Beispiel ihren Zahnwechsel oder die Fusssohlen.

Nach dem Frühstück beginnt das Interessanteste für uns und das Publikum: das Waschen der Kühe. In der Regel dauert das etwa zwei Stunden. Wenn es viele Zuschauer hat, gehorchen die Elefanten nicht so gut wie sonst. Dann kürzen wir die Prozedur etwas ab. Anschliessend dürfen die Tiere baden. Je nach Witterung lassen wir sie jetzt nach draussen. Wenn es kalt ist, müssen sie damit noch ein Weilchen warten.

Wir arbeiten zu zweit. Der eine macht die Kühe, der andere ist für den Bullen zuständig und für die

zwei Volieren mit den Schönhörnchen, den asiatischen Vögeln und den Kantschil. Wenn die Kühe drinnen sind, kann der Bulle ins Aussengehege. Während dieser Zeit kann man auch seinen Stall misten und Futter bereitstellen. Den Bullen waschen wir ohne Anketten, wobei wir ausserhalb des Geheges stehen. Er ist sehr gut dressiert; wir können ihn genauso gut pflegen wie die Kühe.

In der Zeit bis zum Mittagessen erledigen wir noch allerlei Sonderarbeiten. Nach dem Mittag gehe ich häufig in die Kantine, um mit anderen Arbeitskollegen zu plaudern und zu jassen. Wir haben zwei Stunden Mittag, und das kann recht lang werden. Aber es ist wichtig für mich, mal abzuschalten und nicht über den Zoo zu reden.

Ich bin mit Tieren aufgewachsen und wusste schon früh, dass ich einen Beruf mit Tieren lernen wollte. Nach der Sekundarschule habe ich als Volontärin im Zoo angefangen. Für eine Lehre als Tierpfleger braucht man entweder die Matura oder eine abgeschlossene Lehre. Ich habe mich für die Matura entschieden. Nach der Schule wurde ich dann vom Zoo angestellt. Als im Elefantenhaus ein neuer Tierpfleger gesucht wurde, haben sie mich gefragt. Da bin ich aus allen Wolken gefallen. Ich hätte nie im Traum daran gedacht, dass so etwas möglich wäre.

Der Anfang war schwer. Man muss sich ziemlich gut durchsetzen können bei den Elefanten. Mein jetziger Liebling, Chhukha, war recht

hart mit neuen Anlehrlingen. Wenn ich ihr Kommandi gab, warf sie mich weg. Eine Weile hatte ich recht Angst vor ihr. Aber ich habe einfach auf die Zähne gebissen und es mit Humor genommen. Nach etwa zwei Monaten hat sie damit aufgehört.

Normalerweise darf der Bulle nach dem Mittag zu den Kühen und dem Kleinen raus. Einer von uns macht dann Aufsicht. Der andere putzt das Bassin und füllt es neu auf. Auch der Stall wird nochmals geputzt. Anschliessend machen wir das Futter für den Abend parat. Bei schönem Wetter nehmen wir die Kühe etwa um halb fünf wieder rein. Wenn alles aufgeräumt ist, sitzen wir noch in den Zuschauerraum, schauen den Tieren zu und reden mit den Leuten. Einer von uns darf dann heim, der andere bleibt und schliesst um zehn vor sechs das Haus.

Nach der Arbeit gehe ich zu mir und pflege meine Pfeilgiftfrösche. Für mich ist das ein schöner Ausgleich zu der Arbeit mit grossen Tieren. Wenn ich mit meinen Fröschen fertig bin, fahre ich meistens noch zu meinem Freund. Nach dem Essen gehen wir häufig in den Tauchkeller. Wir haben zusammen mit Kollegen eine kleine Tauchschule in Liestal.

Ich möchte eigentlich früh ins Bett, aber gewöhnlich wird es Mitternacht.

**Andrea Fischer** ([abc@MauiMail.com](mailto:abc@MauiMail.com))

© Das Magazin/Tages-Anzeiger Zürich 2001

## EIN TAG IM LEBEN

**Regina Grimm, 37, ist freischaffende Hebamme. Sie kommt mit fünf Stunden Schlaf aus. Etwas anderes bleibt ihr auch gar nicht übrig.**

So gegen halb acht Uhr morgens stehe ich auf und trinke einen Schwarztee, etwas Flüssiges muss ich im Bauch haben. Um acht habe ich Telefonsprechstunde. Eine Stunde später bin ich schon unterwegs. Viele Frauen wissen gar nicht, dass es freischaffende Hebammen gibt. In der Hebammen-gemeinschaft Zürich sind wir drei Hebammen. Wir sind medizinisch ausgebildet und betreuen Frauen vor, während und nach der Geburt; das bezahlen die Krankenkassen.

Ich wollte schon mit 14 Jahren Hebamme werden. Das war tief in mir drin, ich wollte mit Frauen arbeiten. Als ich vom Alter her eine Ausbildung anfangen konnte, gab es in Deutschland keine Lehrstellen. Ich wurde Krankenschwester. Aber der Traum, Hebamme zu werden, liess mich nie los. Also ging ich in die Schweiz, weil man sich hier berufsbegleitend zur Hebamme ausbilden lassen kann. In Zürich arbeitete ich erst auf der Wochenbettabteilung, dann wechselte ich in die Gynäkologie-Onkologie im Unispital, und betreute auch viele Krebspatientinnen. Sterben und Geburten, loslassen dürfen und können, das sind für mich Feste, heilige Momente.

Als erstes komme ich zu einer Frau, die vor zwei Wochen geboren hat und seit gestern an einer Brustentzündung leidet. Eine rote Brust ist immer eine rote Ampel, die sagt: Stopp, halte den Alltag an! Meistens ist eine entzündende Brust ein Zeichen für Stress. Gemeinsam versuchen wir, die Schwierigkeiten im

Alltag herauszufinden. Der Anspruch der Frauen an sich selbst ist sehr hoch, sie müssen viel miteinander vereinen. Früher wurden die Frauen durch die Grossfamilie getragen, heute ist alles separiert. Viele Frauen verschweigen ihre Probleme, sie meinen, sie müssten so funktionieren, wie es die Werbung vormacht: adrett gekleidet, die Wohnung blitzblank und lächelnd ein wunderschönes Kind an der Brust. Das ist aber nicht die Realität: Viele Mütter sind isoliert. Es sind sehr wenige Männer, die die Kinderbetreuung mit den Frauen teilen, die meisten Frauen bleiben nach der Geburt zu Hause. Mit meiner Arbeit will ich die Frauen in ihrer Situation unterstützen und ihr Selbstbewusstsein stärken. Mittags bin ich bei einer Freundin zum Essen eingeladen. Ich lasse mich verwöhnen, das ist ein Teil meiner Selbstpflege, die momentan leider oft zu kurz kommt. Um halb zwei gehe ich wieder los, zu einer Wöchnerin in Altstetten. Auf der Hardbrücke geht mein Natel: „Ich glaube, ich habe Wehen!“ Schon zweimal hat diese Frau sehr schnell geboren, und ich verschiebe meine anderen Verpflichtungen. Als ich ankomme, ist die Frau schon ordentlich in den Wehen. Der Mann ist da und der jüngere Bruder. Da auch der Älteste dabei sein will, rufen wir im Kindergarten an, zehn Minuten später sind alle versammelt. In der Zwischenzeit habe ich alles bereitgestellt und die Frau untersucht. Die Herztöne des Kindes galoppieren wie ein kleines

Fohlen. Es geht ihm also gut. Als die Fruchtblase platzt, dauert es kaum zwei Minuten, bis der jüngste Spross der Familie geboren ist.

Hausgeburten kann man mit Spitalgeburten nicht vergleichen. Schon lange vor der Geburt kenne ich die Frau, habe ein Vertrauensverhältnis zu ihr aufgebaut. Im Spital läuft immer die Uhr mit, schnell greift man dort zu beschleunigenden Massnahmen, ohne die Frau den eigenen Rhythmus finden zu lassen. Der Druck durch Personalmangel und Richtlinien wurde immer grösser, und ich fühlte mich oft gehetzt. Auch deshalb habe ich letzten Sommer im Spital gekündigt. Heute arbeite ich mehr, aber ich kann meine Zeit selbst einteilen und mich auf das Wesentliche beschränken.

Um sieben Uhr abends bin ich mit der Geburt fertig, anschliessend besuche ich noch zwei Wöchnerinnen, die ich wegen der Geburt verschieben musste. Um elf Uhr komme ich nach Hause, gehe unter die Dusche und rufe dann noch kurz meinen Freund in Deutschland an. Kinder? Muss nicht unbedingt sein. Ich werde ja auch nicht jünger. Und vor allem könnte ich mit Kindern meine Arbeit nicht mehr machen. Denn Kinder brauchen festere Strukturen, als ich sie bieten könnte.

Für gewöhnlich erledige ich spät abends meine Büroarbeiten, irgendwann falle ich ins Bett. Wenn mein Natel nicht klingelt, schlafe ich immer wie ein Stein. Fünf, sechs Stunden aber müssen reichen.

Peer Teuwsen ([peer.teuwsen@dasmagazin.ch](mailto:peer.teuwsen@dasmagazin.ch))

© Das Magazin/Tages-Anzeiger Zürich 2001

## EIN TAG IM LEBEN

### **Savo Pejic, 29, lebt in Zürich und trainiert in der Schweizer Rollstuhlrugby-Nationalmannschaft für die Paralympics in Sydney.**

Um halb sieben beginne ich mit Duschen und Anziehen, damit ich um halb acht bereit bin. Dann steht das Taxi, das mich zur Arbeit bringt, vor der Tür. Ich habe ein eigenes Auto, doch morgens mag ich mich nicht mit Wetter, Verkehr und Parkplatzsuche herumschlagen.

Momentan lebe ich allein, doch ich hoffe, dass die Papiere meiner Frau Jasmina bereit sind bis im November, wenn ich von den Paralympics zurückkehre. Wir haben am 29. Juli in meiner Heimat Serbien geheiratet. Bis sie zu mir ziehen kann, telefonieren wir jeden Tag, aber nur zwei, drei Minuten, weil's so viel kostet.

Punkt acht bin ich an meinem Arbeitsplatz im Behindertenwerk St. Jakob. Ich repariere da Haushaltsgeräte, Videorecorder und Ähnliches. Obwohl ich fast nichts verdiene, bin ich froh, dass mir Pro Infirmis diesen Arbeitsplatz vermittelt hat. Zuvor hatte ich vergeblich über hundert Bewerbungen geschrieben, und die Fremdenpolizei wollte mich ausweisen: Die B-Bewilligung sei eine Arbeitsbewilligung, und wenn ich nicht arbeite, solle ich woanders wohnen. Doch die Rechtsberatung der Paraplegikervereinigung hat sich für mich eingesetzt, und jetzt hoffe ich auf die C-Bewilligung.

Ich möchte auf jeden Fall in der Schweiz bleiben. Natürlich liebt man sein Geburtsland am meisten, doch hier fühle ich mich auch zu Hause, und das System ist viel besser als in Serbien.

Um halb zehn haben wir Pause. Ich trinke einen Kaffee, esse zwei, drei Gipfeli und arbeite dann weiter bis um zwölf. Anschliessend fahre ich nach Hause und koche etwas Einfaches. Wenn ich am Wochenende manchmal Balkanspezialitäten zubereite, muss ich alle paar Minuten meine Mutter anrufen und fragen, wies weitergeht. Nach dem Aufräumen lege ich mich ein wenig hin mit der Zeitung oder einem Buch. Vom ständigen Sitzen habe ich starke Rückenschmerzen. Ich frage mich oft, weshalb es für fast alles ein Medikament gibt, nur keines, das Rückenerven wieder zusammenwachsen lässt. Andererseits habe ich viel Glück im Unglück: Obwohl ich eine Halswirbelerkrankung hatte, sind meine Hände aussergewöhnlich kräftig, und ich spüre Berührungen am ganzen Körper.

Mein Vater ist 1983 bei einem Unfall ums Leben gekommen, und meine Mutter musste uns fünf Kinder allein durchbringen. Weil ich nach der Lehre als Landmaschinenmechaniker keine Arbeit fand, vermittelte mir ein Onkel 1990 eine Stelle auf dem Bau in der Schweiz. Er war es auch, der im Oktober 1992 den Kleinbus lenkte, als uns zwischen Pfungen und Embrach ein Auto auf unserer Spur entgegenkam. Die anderen blieben unverletzt, ich erwachte im Spital. Ein halbes Jahr lang wollte ich nicht mehr leben. Doch irgendwann wachte ich auf und sagte mir: Jetzt machst du das Beste daraus.

Ich lernte Deutsch, liess mich zum Kleingerätemonteur ausbilden und begann Rollstuhlrugby zu spielen. Es ist speziell für Tetraplegiker entwickelt worden und dieses Jahr erstmals offizielle Paralympics-Disziplin. Auf dem Feld sind je vier Spieler, die mit dem Ball die gegnerische Ziellinie zu überqueren versuchen. Wir kämpfen Rollstuhl gegen Rollstuhl, Körperkontakt ist verboten. Weil keine Behinderung wie die andere ist, werden wir nach funktionierenden Muskeln taxiert, je mehr Muskeln, desto mehr Punkte. Auf dem Spielfeld dürfen höchstens acht Punkte gleichzeitig sein. Ich bin ein Dreipunkt.

Abends trainiere ich meistens, entweder Ausdauer am See, Kraft im Fitnessstudio, oder ich schwimme. Seit ich Sport treibe, fühle ich mich viel besser. Ich habe weniger Spasmen und mehr Kraft. Montags haben wir immer Klubtraining und an zwei Wochenenden im Monat Kadertraining, meist in Nottwil. In Europa sind wir momentan auf Platz vier, doch wir könnten besser sein. Mit meinem Einsatz möchte ich der Schweiz etwas zurückgeben, weil ich dankbar bin, dass ich nach dem Unfall behandelt wurde, als hätte ich schon zwanzig Jahre hier gearbeitet und Versicherungsbeiträge bezahlt.

Am Abend und am Morgen bete ich immer. Ich bin orthodoxer Christ, aber darauf kommt es nicht an, alle Religionen sind ebenbürtig. Im Traum kann ich meistens gehen. Oft spiele ich da Fussball.

**Lisa Ibscher** ([lisa@ibscher.ch](mailto:lisa@ibscher.ch))

© Das Magazin/Tages-Anzeiger Zürich 2001

### Der kubanische Tanzlehrer Ernesto Martinez, 29, liebt Schweizer Milch und Hudelwetter.

Obwohl ich erst seit ein paar Monaten in Zürich lebe und hauptsächlich die kalte Jahreszeit mitbekommen habe, fühle ich mich pudelwohl. Die Schweiz habe ich 1997 zum ersten Mal besucht. Da war ich mit einer kubanischen Folkloregruppe auf Europatournee. In die Stadt Basel habe ich mich sofort verliebt. Nicht in Genf, Paris und auch nicht in Madrid, wo ein paar von uns geblieben sind. Basel erschien mir wunderschön, die Leute waren tolerant und freundlich, auf dem Markt fühlte ich mich wie zu Hause. Ich war überglücklich, als die Leiterin der karibischen Tanzschule Aché Rita Buzek aus Zürich bei mir in Havanna anklopfte, weil sie einen Tanzlehrer suchte. Da ich gerade an der Opera Lírica engagiert war, musste ich absagen, gefunden haben wir uns später trotzdem, beruflich und privat.

In meiner Familie ist die afroafrikanische Musik tief verwurzelt. Bereits in der Schule in Havanna Vieja habe ich Tanzen und Singen gelernt, daneben aber auch eine Ausbildung als Bauzeichner abgeschlossen. Danach trat ich in die Folkloregruppe meines Onkels ein. Raíces Profundas heisst sie, tiefe Wurzeln.

Dass Zürich nicht Basel ist, habe ich schnell gemerkt. Hektischer ist Zürich, sehr sauber, doch die Leute schauen mich manchmal komisch an, obwohl man auf der Strasse viele Farbige sieht. Am Anfang bin ich spontan auf die Menschen zugegangen, wenn ich eine Auskunft brauchte. Viel weiter als: «Entschuldigung bitte, könnten Sie mir ...» bin ich

nicht gekommen. Zur Antwort erhielt ich stets: «Kein Geld!»

Obwohl ich ein ausgesprochener Nachtmensch bin, stehe ich problemlos um sieben auf, um für Rita und ihre beiden Kinder Frühstück zu machen. Als richtiger Frutero brauche ich Früchte und viel Milch. Von der Schweizer Milch könnte ich glatt leben, obwohl, zu viel bekommt mir nicht, weil sie um einiges fetter ist, als ich gewohnt bin. Fleisch und Salat brauche ich nicht unbedingt, Reis schon. Als ich acht war, lehrte mich meine Mutter kochen. Sie stellte ein Paket Reis und Eier auf den Tisch und erklärte mir, wie es geht. Danach musste ich unter der Aufsicht meiner Grossmutter gleich loslegen. Niemand nahm mir dabei den Löffel aus der Hand. Das macht man in Kuba mit den Kindern so. Inzwischen kann ich auch Schweizer Gerichte wie Rösti und Geschnetzeltes zubereiten.

Wenn die Kinder in der Schule sind, besprechen Rita und ich den Tagesablauf. Dann gehe ich einkaufen: Lebensmittel, CDs für den Unterricht oder unsere sonntägliche Salsa-Disco. Toll, hier geht man einfach in den Laden, es gibt, was das Herz begehrt, und man kann es bezahlen. Vor unseren Events verteile ich auch Flyers und hänge Plakate auf. Dazwischen führe ich den weissen Schäferhund Nieve, er gehört Ritas Sohn, spazieren. Nieve heisst Schnee auf Spanisch. Apropos Schnee: ich liebe das Zürcher Klima. Ich geniesse es richtig, nicht gleich nach dem Duschen wieder schweissnass zu sein.

Abends ist Tanzunterricht: Salsa, Mambo, Son, Cha-Cha-Cha, Hip Hop Cubano, Despelote, Rumba, Afro Santeria, Latino-Rap, Latina-Aerobic. Am Anfang habe ich etwas Mühe gehabt. Einige Schülerinnen und Schüler zeigten sich irritiert. Sie waren es nicht gewohnt, mit einem Kubaner zu arbeiten. Und ich konnte noch praktisch kein Deutsch, das ist schlecht fürs Geschäft. Denn gewünscht wird ein rundum perfekter Service, dazu gehört auch, pünktlich anzufangen und pünktlich aufzuhören.

Inzwischen habe ich mein Deutsch in der Migros-Klubschule verbessert, und langsam bekomme ich auch den Dreh raus, wie ich mir selber treu bleiben und meinen Job gut machen kann. Dazu gehört für mich die Trennung von Geschäft und Privatem. Kubaner, sagt man, seien immer scharf auf eine Eroberung. Nein ehrlich, wir kubanischen Männer behandeln Frauen ganz selbstverständlich wie Königinnen, wir lachen gerne, und die meisten von uns können einfach gut tanzen.

Heute betrachte ich mich mehr und mehr als Kulturvermittler zwischen der Schweiz und Kuba. Mein neuer Traum: Ich möchte eine Folkloregruppe nach dem Vorbild der Raíces Profundas gründen. Es fehlen nur noch ein Schwiizerörgeli-Spieler und ein Jodler. Die Musik habe ich bereits fertig komponiert, Afro-Cuban-Rap mit Schweizer Einschlüssen.

**Irene Mahrer-Stich** ([imahrer@dasmagazin.ch](mailto:imahrer@dasmagazin.ch))

© Das Magazin/Tages-Anzeiger Zürich 2001